Diakonie
Rheinland
Westfalen
Lippe

Für ehrenamtlich Engagierte

www.diakonie-rwl.de

diakoniebrief | 7
Diakonie macht mobil

Wenn Kaffee „to go“ Menschen abhängt

Der diakonische Auftrag der Kirche in einer zunehmend mobilen Gesellschaft

Liebe Leserinnen und Leser des diakoniebriefs,
mobil sein, das ist eines der großen Leitbilder unserer Zeit. Alle sprechen davon, aber kaum einer meint damit das Gleiche. Verkehrsunternehmen bieten eine Mobilitätsgarantie, der Kaffee wird immer öfter „to go“ angeboten, alte Menschen sollen geistig mobil bleiben, der moderne Arbeitsmarkt fordert flexible und mobile Arbeitnehmer und die virtuelle Mobilität ermöglicht eine Bewegung jenseits von Zeit und Raum.

Mobilität bedeutet dabei mehr als Verkehr, es geht auch um eine soziale und kulturelle Beweglichkeit. Oft wird mobil gleichbedeutend benutzt für Worte wie dynamisch, flott oder lebhaft. Und das Fremdwörterbuch definiert mobil als: einsatzbereit, gesund, lebendig, munter. Alles Attribute, die in unserer Gesellschaft positiv besetzt sind.

Lebens-Erfahrung und Irrwege

So wird die Mobilität heutzutage als etwas Positives angepriesen. Sie bietet Horizonterweiterung und Entfaltungsmöglichkeiten. Wer mobil ist, erlebt Abwechslung, findet neue Sozialkontakte und hat mehr Chancen und Möglichkeiten. Für Menschen mit Behinderungen – aber auch Jugendliche und Ältere – ist selbstständige Mobilität ein entscheidender Faktor für ihre Lebensqualität. Gleichzeitig hat das hohe Maß an Mobilität in unserer Gesellschaft auch seine Schattenseiten. Gerade der Verkehr verursacht viel Lärm und Umweltbelastungen. Für viele Menschen ist die Mobilität mit Stress und Hektik verbunden, es fehlt ihnen Zeit für Wesentliches. Gleichzeitig verlieren Traditionen, Heimatverwurzelung oder klassische Familienbindungen an Bedeutung. Durch das wachsende Maß an Möglichkeiten und eine gesteigerte Komplexität fühlen sich viele überfordert. Mobilität wird sogar als Bedrohung empfunden, wenn sie mit Überfremdung, Kriminalität und Unsicherheit verbunden ist.

Pfarrer
Ulrich T. Christenn

Hinzu kommt, dass immer mehr Menschen in der mobilen Gesellschaft abgehängt werden. Barrieren, körperliche Behinderungen oder die steigenden Kosten von Mobilität führen dazu, dass sie nicht am gesellschaftlichen Leben teilnehmen können. Nur wer mobil ist, ist Teil unserer Gesellschaft oder wie es der amerikanische Soziologe Richard Sennett sagt: „Das moderne Individuum ist, vor allem anderen, ein mobiler Mensch.“

Der Weg durch die Geschichte

Dass Mobilität für Kultur, Wirtschaft und Zusammenleben einer Gesellschaft so entscheidend ist, war nicht immer so. Erst seit dem 18. Jahrhundert wird die Mobilität als eigene Dimension erfahren und positiv besetzt. Die Bildungsreisen von Goethe sind dafür ein Beispiel. Mobilität wird seit dieser Zeit mit Befreiung aus der Erstarrung einer traditionellen Gesellschaft verstanden. Der Begründer der Migrationsforschung, Ernest Ravenstein, formuliert das so: „Wandern ist Leben und Fortschritt, Sesshaftigkeit ist Stagnation.“

In früherer Zeit gab es zwar auch Bewegung, wie bei der Völkerwanderung oder den Bauernkriegen. Sie war aber die Ausnahme und nicht mit etwas Positivem verbunden. Die Menschen blieben in ihrer Welt, ihrem Dorf, ihrer Familie, ihrem Glauben und erlebten den Weg zum nächsten Markt oder den Besuch eines fahrenden Arztes als Besonderheit.

Dieser Bedeutungswandel spiegelt sich auch in Begriffen wider. Während früher abschätzig vom „fahrenden Volk“ oder von Nomaden die Rede war, gelten heute Flaneure, Touristen, Berufspendler als vollkommen normal und Kosmopoliten und

Foto: U. Bobe

digitale Nomaden zählen sogar zur Avantgarde.

Bibel mobil

Auch die Bibel ist voll von Mobilitätsgeschichten. Der Auszug aus Ägypten und die Wanderung durch die Wüste gehören für das Volk Israel zu den wichtigsten Glaubenszeugnissen. Man spricht sogar vom wandernden Gottesvolk und bis heute beten Juden: „Ein umherirrender Aramäer war mein Vater.“ Die Völkerwallfahrt zum Zion am Ende aller Zeiten ist eine große Vision, nämlich die Vorstellung, dass sich alle Menschen aufmachen und sich zu Gott bekennen. Die Erwartung des kommenden Reiches Gottes weckte in Jesus, seinen Jüngern und auch Paulus eine erstaunliche Reiselust. Wegen dieser Naherwartung ließ Jesus sogar alte Wurzeln, Traditionen und familiäre Bindungen radikal fallen und er forderte für seine Nachfolge: „Lass die Toten ihre Toten begraben. Du aber geh und verkünde die Botschaft vom Reich Gottes!“ (Lk 9,60). In diesem Wort Jesu zeigt sich in Ansätzen eine Theologie der Mobilität. Nicht das Mobilsein an sich ist wichtig oder gut, es wird als notwendig angesehen angesichts einer größeren Aufgabe oder eines wichtigeren Zieles. Die biblischen Geschichten vom Aufbruch und Aufmachen berichten zwar davon, dass man auf dem Weg neue Erfahrungen und Horizonterweiterungen erlebt, sie erzählen aber immer auch von einem Ziel, auf das die Mobilität gerichtet ist. Und die Geschichten berichten davon, dass auch bei Umwegen und Abwegen, bei Unsicherheit und Einsamkeit durch die Mobilität, Gott begleitend dabei ist. Als ständiger Wegweiser, wie die Wolken- und Feuersäule bei der Wüstenwanderung des Volkes Israel, oder als einmaliger Motivationsschub, wie bei Jakobs Traum von der Himmelsleiter. Für die Bibel ist klar: Mobilität gehört für Menschen dazu. Mobilität kann Menschen im Sinne Gottes verändern. Die Menschen sind nicht ohne Gottes Beistand mobil.

Diakonie und Mobilität

Genau hier setzt der diakonische Auftrag der Kirche in einer zunehmend mobilen Gesellschaft an. Als Diakonie sollten wir gegen die negativen Seiten der Mobilität kämpfen, aber gleichzeitig auch die positiven Aspekte ermöglichen. Wir sollten Wegweiser und Motivationsgeber sein für die, die aus der Bahn geworfen wurden, für die der Zug abgefahren ist, die sich im Leben verfahren haben. Das geschieht an ganz vielen Stellen. Darüber wollen wir in dieser Ausgabe des diakoniebriefes berichten: Wie die Bahnhofsmissionen für Menschen das Reisen ermöglichen, wie die Medizintechnik Behinderte mobil machen kann, wie abgehängte Stadtteile belebt werden, wie Flüchtlingen geholfen wird, die zu ihrer Mobilität gezwungen wurden oder was es heißt, mobil im Alter zu sein.

Pfarrer Ulrich T. Christenn, Düsseldorf
Referent für Öffentlichkeitsarbeit
und Hospiz der Diakonie RWL

Foto: Lena Schepeler

Foto: Carola Wolny-Hubrich

Foto: Lena Schepeler

Barrieren beseitigen – Mobilität fördern

Forschungsinstitut Technologie und Behinderung Volmarstein arbeitet an der Entwicklung und Erprobung von Hilfen für behinderte und ältere Menschen

Mobilität bedeutet Teilhabe, dabei sein, mitmachen. Teilhaben am Leben und in der Gesellschaft. So lange wie möglich mobil bleiben, ein selbstbestimmtes und vor allem eigenständiges Leben leben, das wünscht sich jeder.

Auch Menschen, die wegen zunehmenden Alters oder wegen einer Behinderung eingeschränkt sind, können ein normales Leben führen, wenn ihnen die für sie passenden Hilfen an die Hand gegeben werden und wenn Barrieren auch in sozialen Bereichen aus dem Weg geräumt werden. Ein eindrucksvolles Beispiel dafür ist Nicole Kieller (39) aus Wetter an der Ruhr.

Nicole Kieller ist von Geburt an spastisch behindert. Wegen einer Tetraspastik kann sie Arme und Beine nur unkontrolliert bewegen. Trotzdem führt sie ein weitgehend normales Leben. Sie lebt in einer eigenen Wohnung, geht tagsüber arbeiten und gestaltet ihre Freizeit wie andere Menschen auch.

Foto: FTB

Die 39-Jährige arbeitet im Forschungsinstitut Technologie und Behinderung (FTB) der Evangelischen Stiftung Volmarstein. Trotz ihrer Behinderung fällt ihr die Arbeit nicht schwer. Am Computer schreibt sie Datenbankeinträge für die Medizintechnik und gibt Reparaturberichte ein. Eine speziell für sie angefertigte Tastatur mit extragroßen Buchstaben macht ihr das Schreiben an ihrem Computer möglich. Ebenso bekam sie ein Telefon mit großen Zahlentasten. „Die FTB-Mitarbeiter haben mir meinen Arbeitsplatz so angepasst, dass ich problemlos arbeiten kann. Und wenn ich zwischendurch mal Hilfe brauche, kann ich schnell anrufen, und schon ist jemand da“, sagt Frau Kieller.

Während der Arbeit sitzt Frau Kieller in einem normalen Faltrollstuhl, den sie mit ihren Füßen bewegt und steuert. Im Außenbereich bewegt sie sich mit einem Elektrorollstuhl. Diesen steuert sie mit dem rechten Fuß über eine eigens für sie angebrachte Steuerung auf der Fußhalterung. Damit sie sich allein von dem Faltrollstuhl in den Elektro-Rollstuhl setzen kann, wurde ein Haltegriff an

den E-Rollstuhl montiert. Hier kann sie sich festhalten, während sie sich selbst hinüberbugsiert. Alle diese technischen Hilfen sind zwar nur Kleinigkeiten, für Nicole Kieller aber bedeuten sie enorme Erleichterungen im Alltag und vor allem: Inklusion.

Foto: FTB

Technische Hilfen sind Inklusion praktisch

„Lösungen für alle“, „individuelle Lösungen für jeden“ – dies sind die Maximen des FTB Volmarstein, das sich in erster Linie als Partner der betroffenen Menschen versteht. Technische Anpassungen für körperbehinderte und alte Menschen gehören seit der Gründung der Evangelischen Stiftung Volmarstein vor 107 Jahren zu ihrem Aufgabengebiet. Immer schon war es notwendig und für die Betroffenen sehr hilfreich, körperliche Einschränkungen mit technologischen Unterstützungen zu kompensieren. Als vorrangiges Ziel wurde bereits 1904 vom Gründer der heutigen Evangelischen Stiftung Volmarstein, Pfarrer Franz Arndt, formuliert, dass eine Körperbehinderung für die betroffenen Menschen kein Grund sein dürfe, abseits zu stehen oder gar die Rolle eines Almosenempfängers einzunehmen. Die aktive Teilhabe am Leben und das Ausschöpfen aller Potentiale jedes Menschen war und ist ein bestimmender Leitgedanke in der Arbeit der Stiftung Volmarstein zum Wohle behinderter, alter und kranker Menschen.

Die Idee eines eigenen technologischen Forschungsinstitutes in Volmarstein wurde vor genau 20 Jahren geboren. 1991 wurde das FTB gegründet. Der behinderte und alte Mensch sollte befähigt werden, Lösungsansätze gemeinsam mit dem Forschungsinstitut zu finden und voranzutreiben.

Mit dem Labor- und Testzentrum (LTZ) verfügt das FTB über eine Hilfsmittelausstellung mit Demonstrationswohnung, die unterschiedlichste Hilfsmittel zu verschiedensten Problembereichen mit Lösungsmöglichkeiten bietet. Hier können betroffene Menschen sich umfassend beraten lassen und technische Hilfen ausprobieren. Wie und mit welchen Hilfsmitteln ältere oder behinderte Menschen ein selbstständiges Leben führen können, das zeigen ihnen Mitarbeiter der Wohnberatung. Die Wohnberatungsstelle des FTB ist direkte Anlaufstelle für Bürgerinnen und Bürger des Ennepe-Ruhr-Kreises. Für ihre Beratungsarbeit stehen ihr durch das Labor- und Testzentrum landesweit einmalige Demonstrationsmöglichkeiten zur Verfügung: von Aufstehhilfen, höhenverstellbaren Küchenschränken über neu entwickelte Duschvorrichtungen bis hin zum hochmodernen WC mit direkter Waschvorrichtung kann alles ausprobiert werden.

Hilfe für Parkinsonpatienten

Eine der neuen Entwicklungen, die in der Hilfsmittel-Ausstellung präsentiert wird, ist der Anti-Freezing-Stock, entworfen und getestet von einem Wuppertaler Sanitätshaus in Zusammenarbeit mit einer Neurologischen Klinik. Dieser Gehstock durchbricht und unterbindet plötzlich auftretende Gehblockaden bei Parkinsonpatienten, das so genannte Freezing-Phänomen. „Diese Blockaden treten auf bei zielgerichteten Bewegungen wie Starten zum Gehen, Richtungswechsel, vermeintliche Engpässe oder Stress. Daher ist die Gefahr eines Sturzes relativ groß“, weiß FTB-Mitarbeiter Rainer Zott. Diese Gehblockaden können unterbunden werden durch äußere Einflüsse, beispielsweise einen Schlag auf den Oberschenkel, oder eine Querleiste, die überschritten werden muss, wie es der Fall bei dem Anti-Freezing-Stock ist. Ausgelöst wird diese Querleiste durch einen manuellen Mechanismus am Griff des Stocks.

Das Testen der Alltagstauglichkeit von neu entwickelten Hilfsmitteln wird oft von Nicole Kieller übernommen, der Mitarbeitende der FTB-Wohnberatung ebenfalls das Leben in ihrer eigenen Wohnung ermöglicht und erleichtert haben. Denn nach ihrem Auszug aus dem stationären Wohnen vor ein paar Jahren lebt sie nun in einer eigenen Wohnung. Sie braucht nicht viele Spezialeinrichtungen, die Wohnberater kümmerten sich lediglich um automatische Tür- und Fensteröffner sowie notwendige Haltegriffe. Diese Dinge des Alltags, wie waschen, anziehen, frühstücken, gelingen ihr, zwar mit großer Mühe, aber weitgehend alleine – mit Unterstützung durch den Pflegedienst und Dank technischer Hilfsmittel.

Carola Wolny-Hubrich, Volmarstein

Foto: R. Kneschke/digitalstock

Die Kündigung war für Silke Salbreit* ein Schock. Drei Jahre und unzählige Bewerbungen später lassen die Motivation und die Kraft für die Jobsuche nach. Kommen wie bei Silke Salbreit noch gesundheitliche Probleme hinzu, rückt eine Arbeitsaufnahme für die Betroffenen oft in weite Ferne.

Hier setzte das Projekt „Fit und mobil“ der Arbeit und Lernen gGmbH der Diakonie Ruhr-Hellweg in den Kreisen Unna und Warendorf an. „Wir wollten mit den Qualifizierungen die Mobilität und die Gesundheit von älteren Langzeitarbeitslosen verbessern“, erklärt Jochen Nadolski-Voigt, Geschäftsführer der Arbeit und Lernen gGmbH. Die Maßnahmen wurden von den Arbeitsagenturen gefördert, die damit im Rahmen des Beschäftigungspaktes „Joboffensive 50+“ auf eine Problemspirale reagierten, in der viele Langzeitarbeitslose stecken. Mit der Kündigung verliert der Betroffene auf Dauer sehr viel mehr als seinen Arbeitsplatz. Jeder dritte Langzeitarbeitslose hat gesundheitliche Einschränkungen, der Anteil steigt mit der Dauer der Arbeitslosigkeit und dem Alter. Tagesstruktur und Selbstbewusstsein schleichen sich mit den Jahren immer weiter aus dem Leben und auch die Teilnahme am gesellschaftlichen Leben lässt nach. Nicht selten sind Depressionen die Folge.

Mit einem umfangreichen Kursangebot mit 22 Unterrichtsstunden an drei Tagen in der Woche unterstützte „Fit und mobil“ im Sinne von Hilfe zur Selbsthilfe die Teilnehmenden mit Theorie und Praxis. „Nicht nur auf der Suche nach einem Ausbildungs- oder Praktikumsplatz ist Mobilität sehr wichtig“, weiß Projektleiterin Karin Wenzel aus langjähriger Zusammenarbeit mit Erwerbslosen. Auch für die soziale Teilhabe ist Mobilität von besonderer Bedeutung. Gemeinsam mit einem Fachmann von den Verkehrsbetrieben führte die Diakonie-Mitarbeiterin die Teilnehmenden durch den Dschungel der Fahrpläne und Tarifbestimmungen. Fragen nach der kürzesten Verbindung zum Jobcenter oder zum Bewerbungsgespräch sowie zum preisgünstigsten Ticket standen auf dem Stundenplan dieser Einheit. Bei den Besichtigungen von Betrieben

und Zeitarbeitsfirmen, die alle mit Bus und Bahn angefahren wurden, konnten die Teilnehmer ihre neuen Erkenntnisse gleich in die Praxis umsetzen. Aber auch der Besuch von Freunden und Familienangehörigen wurde so wieder möglich. „Ich habe mich mit den Jahren immer mehr eingeigelt. Nachdem ich mein Auto abschaffen musste, wäre ich nie auf die Idee gekommen mit dem Bus zu fahren, da bin ich schon am Ticketautomat gescheitert“, erzählt ein Teilnehmer.
Aber auch ihre eigene körperliche Mobilität brachten die Teilnehmer in Schwung. „Wir haben richtig Sport gemacht – Walken, Schwimmen und Schlittschuhlaufen.“ Im Kreis Warendorf besuchte die Gruppe sogar ein Mal wöchentlich ein Fitnessstudio. „Einige haben im Anschluss Reha-Kurse wie Rückenschule oder Aquagymnastik belegt“, freut sich Wenzel. Viele von ihnen wussten nicht, dass die Krankenkassen solche Maßnahmen finanzieren. Denn aus Kostengründen verlieren nicht wenige der Langzeitarbeitslosen ihre Gesundheit aus dem Blick. Erst angestoßen durch die Maßnahme kam eine Teilnehmerin zur dringend benötigten Brille. Bis dato scheute sie die Praxisgebühr und die vermeintlich hohen Kosten der Anschaffung.

Foto: J. Dreesen/digitalstock

Gesund und beweglich

Beim Thema Gesundheit rückt neben der Bewegung natürlich auch die Ernährung in den Blickpunkt. Preisgünstiges saisonales Einkaufen auf dem Markt und gemeinsames Kochen unter Anleitung einer Ökotrophologin ließen das Vorurteil überwinden, dass man sich nicht preiswert und gesund zu gleich ernähren kann. „Das ist wirklich auf den Alltag übertragbar, ich habe viele der Rezepte Zuhause nachgekocht“, lobte eine Teilnehmerin. Auch die Farb- und Stilberatung sowie das Kommunikationstraining haben ihr gut gefallen und ihr zu einem selbstsicheren Auftreten verholfen.

Das bessere Körpergefühl und die neue Sicherheit beim Bus- und Bahnfahren bringen auch ein Stück Selbstbewusstsein zurück. Den Teilnehmern erfahrbar machen, dass sie etwas können, dass sie besondere Qualifikationen und Talente haben und in der Lage sind, Neues zu erlernen, ist für Karin Wenzel das wichtigste Ziel im Hintergrund der dreimonatigen Maßnahme. So stellten sich die Teilnehmer gegenseitig ihre Hobbys wie Malerei und kunstvolle Handarbeiten vor. Natürlich fehlten auch EDV-Kurs, das Bewerbungstraining und das Einzelcoaching bei der Lebensplanung und dem Herausarbeiten von Beschäftigungsalternativen nicht.

„Anders als viele unserer anderen Maßnahmen zielte das Projekt ‚Fit und mobil’ nicht in erster Linie darauf ab, die Menschen in eine sozialversicherungspflichtige Arbeit zu bringen“, so Klaus Feldmann. Er betreut als Jobcoach für die ARGE im Kreis Warendorf vornehmlich ältere Kunden in der „JobOffensive 50+“. „Durch lange Arbeitslosigkeit haben sich einige unserer Kunden isoliert und den Glauben an sich selbst verloren. Bei ‚Fit und mobil’ ging es deshalb darum, dass die Kunden zunächst einmal etwas für sich selbst tun, um überhaupt wieder in die Lage versetzt zu sein, sich auf dem Arbeitsmarkt zu orientieren“, so Feldmann.

Orientierungshilfe

Eine Teilnehmerin beschrieb mit eigenen Worten den Erfolg des Kurses: „Die Stimmung war gut. Wir haben hier ein richtiges Gruppengefühl entwickelt und neue Freundschaften geschlossen.“ Schlagworte wie „raus aus der Vereinsamung“, „Orientierungshilfe“ und „Wohltat für Körper, Seele und Geist“ fielen im Gespräch mit den Betroffenen. „Man meint es hier einfach gut mit uns“, brachte es ein Gruppenmitglied auf den Punkt.

Die Teilnehmer waren hoch motiviert. Alle acht allein in Warendorf durchgeführten Kurse waren schnell ausgebucht, obwohl die Teilnahme absolut freiwillig war – das macht den Bedarf deutlich. Mit Aufbaukursen und Einzelcoaching möchte die Diakonie die Teilnehmer weiterhin unterstützen und auf ihrem Weg in den ersten Arbeitsmarkt begleiten. Wenzel hofft auf einen positiven Bescheid der beantragten Maßnahmen. „Viele der Teilnehmer haben gute Qualifikationen und wunderbare Talente. Wir möchten mit ihnen eine Brücke bauen, um ihnen eine Perspektive zu geben, damit sie nicht weiter durch die Arbeitslosigkeit an den Rand der Gesellschaft gedrängt werden“, appelliert Wenzel.
*Name geändert

Ulrike Flaspöhler, Unna

Fernweh hört auch im Alter nicht auf

Mobile Bahnhofsmission hilft auf Reisen

Fotos: Nicole Schneidmüller-Gaiser

Immer, wenn das Fernweh und die Sehnsucht sie packen, bleibt Maria Drescher beim täglichen Spaziergang auf der Fuhrparkbrücke stehen und lässt sich den Wind durch die Haare wehen. Unter ihr liegen dann an die 60 Schienen, fahren Güter- und Personenzüge.

Manche nur bis in die Nachbarstädte, Dortmund, Witten oder Essen, manche nach Aachen, Frankfurt oder München. „Früher ging es von Hagen aus auch direkt nach Prag und Mailand“, erinnert sich die 72-Jährige.

Doch die Bahn hat die Routen geändert, mittlerweile hält nicht einmal mehr der ICE nach Berlin in der Volmestadt – das Reisen ist beschwerlicher geworden. „Und das Alter macht´s auch nicht leichter“, sagt Maria Drescher pragmatisch.

Ein neues Angebot der Bahnhofsmission

Dass sie überhaupt noch reisen kann, verdankt Maria Drescher einem Angebot der Bahnhofsmission (BM). „Mobilität gehört in unserer Gesellschaft zu den grundlegenden sozialen Voraussetzungen, um Kontakte aufrechtzuerhalten und räumliche Distanzen zu überwinden“, weiß Heike Spielmann-Fischer, die Leiterin der BM. Vor zwei Jahren ging darum die „Mobile Bahnhofsmission“ an den Start – niemand soll durch eine körperliche, seelische oder geistige Einschränkung daran gehindert werden, zu verreisen, mobil zu bleiben.

Früher, als der ICE noch aus Hagen in die weite Welt fuhr, da brauchte Maria Drescher ihn kaum. „Mein Mann und ich, wir haben so viel gesehen von der Welt“, erinnert sich die Volmestädterin mit Wehmut und Dankbarkeit in der Stimme. „Toscana, Bordeaux, das Meer...“ Die gemeinsamen Urlaube waren die Höhepunkte des Jahres. Gereist wurde im Automobil - der

erste Opel in buttermilchweiß war der Stolz der Familie, in den 70-er und 80-er Jahren wurden die Einkommen und die Autos größer.

Seit zwei Jahren ist sie allein. Der anthrazitgraue Mercedes ist verkauft, stattdessen hat Maria Drescher nun ein Monatsticket für die Hagener Straßenbahn-AG. „Aber die Freunde in Hannover, die konnte ich lange nicht besuchen“, erzählt sie.

Gegen Einsamkeit im Alter

„Einsamkeit im Alter entsteht oft durch eingeschränkte Mobilität.“ Heike Spielmann-Fischer *(Foto unten)* hat erlebt, dass Menschen plötzlich nicht mehr in der Bahnhofsmission auftauchten, weil sie sich das Reisen allein nicht mehr zutrauen wollten. „Allein mit dem Gepäck, dazu mit Rollator oder Gehhilfe unterwegs – mancher bleibt da lieber zu Hause.“ Denn auch die Umsteigehilfe, die die bundesweiten Bahnhofsmissionen in vielen Städten leisten, reicht manchmal nicht aus. „Was ist, wenn ich im Zug zur Toilette muss oder etwas Unvorhergesehenes passiert...?“ Diese Gedanken hatte auch Maria Drescher.

Wer die Mobile Bahnhofsmission bucht, der wird auf der kompletten Reise begleitet. Qualifizierte ehrenamtliche Mitarbeitende begleiten und unterstützen unterwegs. Sie helfen beim Einsteigen und Umsteigen, sie helfen beim Gepäck. „Und das Schönste: Man verbringt die Fahrt in angenehmer Gesellschaft“, sagt Maria Drescher.

Über Weihnachten besuchte sie die Freunde in Hannover. Eine Woche vorher meldete Maria Drescher die Reise an, und während sie daheim die Koffer packte, wählte Heike Spielmann-Fischer aus dem fünfköpfigen Team der Ehrenamtlichen die passende Begleiterin für sie aus. „Die Dame war sehr nett, wir haben uns prima unterhalten – und sie ist am Ende auch noch ein paar Stunden in Hannover geblieben, um Weihnachtseinkäufe zu erledigen“, erinnert sich Maria Drescher.

Mehrwert für Ehrenamtliche

Die Resonanz auf die Suche nach Ehrenamtlichen hatte auch die erfahrene Heike Spielmann-Fischer überrascht. „Das Angebot verspricht wohl, was man neudeutsch Win-Win-Situation nennt“, lacht sie. Jeder gewinnt – der Reisende, der ohne Mehrkosten einen Begleiter auf Zeit bekommt, und der Ehrenamtliche, der ein paar schöne Stunden auf Reisen verbringt. „Der Mitarbeiterausweis der Bahnhofsmission und die blaue Dienstweste gelten in Nahverkehrszügen der Deutschen Bahn als Fahrausweis. Und wer mag, kann natürlich am Zielort auch noch bleiben.“ Die Schulung der Ehrenamtlichen übernimmt die Diakonie – Spendengelder machen es möglich, den engagierten Helfern Hilfen zu geben: „Basiswissen über die Bahnhofsmission, Training für schwierige Situationen, Ersthelferschulung, Gesprächsführung und auch ein Workshop zur ‚Kundengewinnung‘ gehören zum umfangreichen Schulungsprogramm – so geben wir den Ehrenamtlichen Sicherheit und sichern unsere Qualität“, so Heike Spielmann-Fischer.

Wenn Fernweh und Sehnsucht sie packen, steht Maria Drescher noch immer oft auf der Fuhrparkbrücke und lässt sich den Wind durch die Haare wehen. Doch manchmal greift sie danach zu Hause zum Telefon und ruft bei der Bahnhofsmission an: „Ich möchte gern die Mobile Bahnhofsmission buchen – ich verreise!“

Weitere Informationen über die Mobile Bahnhofsmission erteilt Heike Spielmann-Fischer unter der Rufnummer 0 23 31 / 2 33 40 oder im Internet unter www.diakonie-hagen-en.de.

Nicole Schneidmüller-Gaiser, Hagen

Mobil sein bis ins hohe Alter?

Ein Interview mit dem Experten Rudolf Michel-Fabian

Die berühmte Psychoanalytikerin Margarete Mitscherlich-Nielsen schreibt in ihrem kürzlich erschienenen Buch „Die Radikalität des Alters“: „Wenn man wie ich 93 Jahre alt ist, ist die Realität des Alters äußerst mühsam. Der Körper, der sich – wie der meine – durchaus daran erinnert, dass Gehen ein großes Vergnügen machen kann, ist jetzt wie ein schwerer Klotz, den man nur mit vielen guten Worten in Bewegung zu setzen vermag.“

Bedeutet alt zu werden vor allem auch, immer weniger mobil sein zu können?

Jeder merkt an sich selbst den Tribut des Alters. Je älter man wird, desto weniger weite Sprünge kann man im Leben machen. Meine Großmutter musste das im Alter von 84 Jahren im wahrsten Sinne des Wortes erfahren, als sie in ihrem Heimatdorf über einen Bachlauf gesprungen ist und sich dabei eine langwierige Schenkelhalsfraktur zugezogen hat. In ihrer Jugend wäre das nicht passiert oder wenigstens nicht mit diesen Folgen. Neben den körperlichen Einschränkungen droht mit dem Alter auch noch der Verlust der geistigen Mobilität durch eine Demenz. Auch das hat meine Großmutter acht Jahre nach ihrem Sturz erleben müssen. Trotzdem strahlten ihre Augen an ihrem Lebensende eine tiefe Zufriedenheit und ein inneres Glück aus.

Ist die Angst vor dem Altersheim vielleicht auch deshalb so groß, weil dies ein ganz großer, psychisch belastender Schritt ist, ein Schritt auch in die endgültige Immobilität?

Der Umzug in ein Altersheim ist der Eintritt in eine neue Lebensumgebung, der natürlich mit Ängsten verbunden ist. Einerseits ist das die Angst des endgültigen Verlustes der gewohnten räumlichen und sozialen Umgebung, die Sicherheit und Geborgenheit gibt. Andererseits ist es die uns angeborene Angst vor Neuem. Dabei spielt sicher auch die Angst vor einer endgültigen Immobilität eine Rolle. In den wenigsten Fällen bestätigt sich diese Angst dann allerdings im Altersheim. Im Gegenteil können neue, zu Hause häufig bereits längst verloren gegangene Anregungen durch die neue Gesellschaft im Heim und die Angebote der Einrichtung zu wieder mehr Mobilität führen.

Welchen Wert hat es grundsätzlich für ältere, insbesondere jüngere ältere Menschen, mobil zu sein? Wenn man die Treppenlift- und Kreuzfahrten-Werbung zur Kenntnis nimmt, kann man den Eindruck gewinnen, beweglich und dauernd unterwegs zu sein seien die zentralen Senioren-Werte?!

Wir leben in einer Zeit, in der Mobilität ein ‚Muss’ ist und in der ältere Menschen ‚out’ sind, wenn sie immobil werden. Davon profitieren die Pharma-, die Hilfsmittel und die Freizeitindustrie. Werte wie Gelassenheit und Weisheit, die im Allgemeinen dem Alter zugesprochen

werden, sind in den Hintergrund des gesellschaftlichen Ansehens gerückt. Man muss sich schon von gesellschaftlichen Erwartungen frei machen, um solche Werte wieder als wertvoll zu empfinden. Dann kann ein erfülltes Alter auch ohne Jungpillen gelingen. Und je mehr Menschen das gelingt, desto stärker können auch solche Werte wieder gesellschaftlich bedeutsam werden.

Um noch einmal Margarete Mitscherlich zu zitieren: „Aber eins bleibt auch dann, wenn ich meinen Körper wieder lustlos mit mir herumtrage, nämlich die Lust am Denken." Ist die hoch betagte Psychoanalytikerin eine Ausnahme vom unbeweglichen Altersstarrsinn oder lässt sich zumindest geistige Mobilität bis ins höchste Alter erhalten? Was sagt die Alternsforschung dazu?

Eine Studie des Instituts für Psychogerontologie der Uni Erlangen-Nürnberg hat ergeben, dass eine Kombination aus Gedächtnis- und Psychomotoriktraining über Jahre hinweg einen höheren kognitiven Status erhält. Trotzdem ein solches Training auch den Zeitpunkt des Eintritts einer Demenz und ihr Fortschreiten verzögern kann, steigt das Risiko einer Demenz mit zunehmendem Alter. Und auch die Pharmaindustrie kann keine wirkliche Lösung anbieten. Nach dem an der Studie beteiligten Prof. Oswald trifft es früher oder später jeden, sofern man nicht vorher verstirbt. Aber auch das ist kein Grund zur Panik. Der Altenpfleger, Theologe und Wissenschaftler Christian Müller-Hergl stellt der Angst vor einer Demenz die Frage entgegen „Wer weiß denn, ob ein Mensch mit Alzheimer nicht fundamental glücklich sein kann?"

Könnte der Aufruf „Bleibt mobil bis ins hohe Alter" nicht auch zur Belastung werden? Werden die „lieben Alten" vielleicht auch deshalb zum Gedächtnistraining geschickt und mit gesunder Ernährung traktiert, damit sie uns bloß nicht zur Last fallen? Gibt es nicht auch ein gutes Recht darauf, ruhiger zu werden und sich zurückzuziehen?

Und das Recht, anderen zur Last zu fallen. Für uns Christen ist das ein zentraler Auftrag. Einer trage des Anderen Last.

Andererseits. Wer noch mitmachen und dabei sein will, der muss das auch verwirklichen können. Welche praktischen Hilfsmittel außer Niederflurbussen, Rollatoren und seniorengerechten Wohnungen gibt es eigentlich, um Mobilität zu befördern und damit – auch – Teilhabe zu ermöglichen?

Neben den sicher sehr wichtigen technischen Hilfsmitteln fehlt vielen alten Menschen oft die bedeutendste Triebfeder der Mobilität, nämlich die Gemeinschaft. Dazu muss man aber nun keine Kreuzfahrten unternehmen. Die Kirchengemeinden organisieren beispielsweise Gemeinschaft im ganz normalen Alltag etwa durch den Altenkreis und auch Altersheime bieten organisierte Alltagsgemeinschaft.

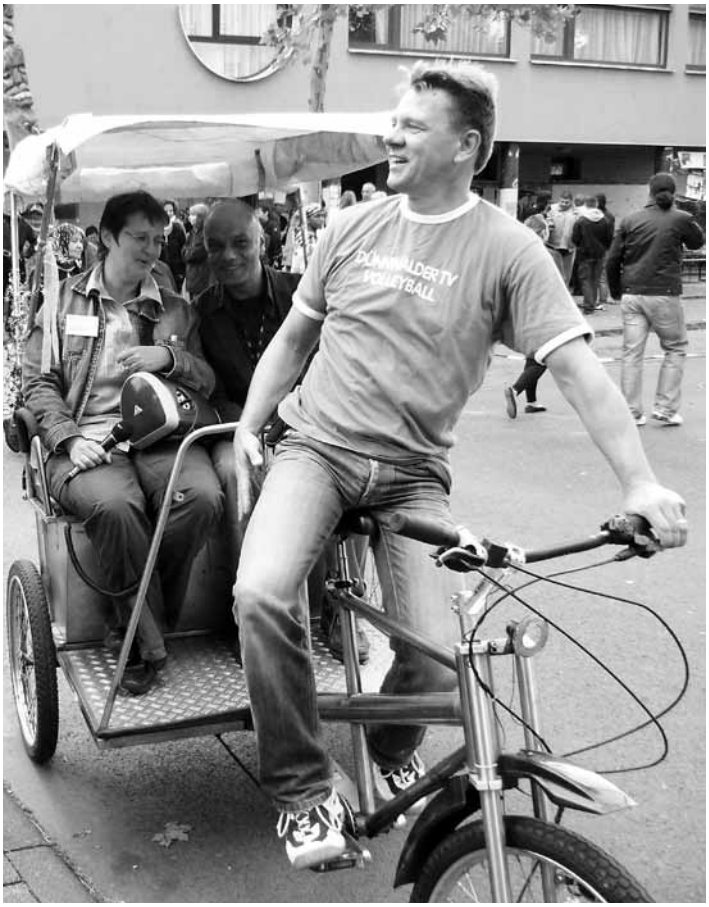
Zuletzt: Gibt es eigentlich eine kirchlich-diakonische Position zum Thema Mobilität im Alter und wenn ja, wie sieht diese kurz gefasst aus?

Aus meiner Sicht ergibt sich die kirchlich-diakonische Position zum Thema Mobilität aus dem eben erwähnten biblischen Auftrag, des Anderen Last zu tragen. Bei dieser Aufforderung des Apostel Paulus an die Galater ging es zunächst um eine innere Einstellung, die aber letztlich konkretes Handeln zur Folge haben muss. Des Anderen Last zu tragen heißt, ihm Last wegzunehmen, damit er sich wieder freier bewegen kann und zwar gleichermaßen in körperlichen, sozialen, psychischen und in seelischen Belangen.

Rudolf Michel-Fabian ist Referent für Stationäre Altenarbeit und Tagespflege und Geschäftsführer des Fachverbandes für Altenarbeit der Diakonie RWL, Münster.

Die Fragen stellte Reinhard van Spankeren

Diakonie mobilisiert Menschen in isolierten Stadtteilen



Ein ganz besonderes Fortbewegungsmittel sorgte für Mobilität bei dem ersten großen Siedlungsfest Am Donewald im rechtsrheinischen Köln-Dünnwald: Ein Fahrrad-Rikscha-Shuttle-Service kutschierte die Gäste zwischen zwei Standorten bequem hin und her.

Am einen Ende der Festmeile lockte der Kölner Spielzirkus mit artistischen Mitmach-Aktionen. Am anderen Ende lud eine Bühne mit einem Programm – von kölscher Musik bis kasachischem Tanz – zum Zuhören und Gucken und Feiern ein. International auch das kulinarische Angebot, das von Reibekuchen und Waffeln bis zu Bratwurst und Döner reichte. Etwa 500 Menschen mit unterschiedlichen kulturellen Hintergründen feierten gemeinsam auf der Straße und erfüllten damit die Erwartungen der Veranstalter, die vor allem ein Ziel vor Augen hatten: Grenzen zu überwinden.

Eine lange Straße schlängelt sich zwischen den Feldern zur Siedlung hin…

Die Siedlung „Am Donewald“ liegt wie eine Insel am Stadtrand zwischen Feldern und Wald. Linienbusse bringen rund 800 Kinder und Jugendliche zur Schule und die wenigen erwachsenen Erwerbstätigen zu ihrem Arbeitsplatz. Eine lange Straße schlängelt sich kurvenreich vom alten bürgerlichen Dünnwald hin zu der „neuen Siedlung“. Diese wurde 1996 für rund 2000 Menschen gleich hinter einem Bahndamm gebaut. Bis heute gibt es dort keine Geschäfte, nicht einmal einen Kiosk und kaum Freizeitmöglichkeiten. Nur das Jugendzentrum, Henry´s H.O.P.E., das 2002 mit Hilfe der Henry Maske-Stiftung eröffnet wurde, bietet Kindern, Jugendlichen und ihren Familien ein wenig Abwechslung, aber auch Beratung und Hilfe. Unter anderem gibt es hier eine Lebensmittelausgabe, die Claudia Lautner, Sozialarbeiterin des Diakonischen Werkes Köln und Region, mit ins Leben gerufen hat. Sie war auch eine der Drahtzieherinnen für das Siedlungsfest im September 2010. Als Koordinatorin des SeniorenNetzwerkes Dünnwald kennt sie sowohl die Menschen in der Siedlung als auch die alteingesessene Bevölkerung im alten Kern des Stadtteils: „Hier auf dem Fest kommen Menschen zusammen, die sich im Alltag nicht begegnen“, freut sie sich und hofft, „dass dadurch auch Vorurteile abgebaut werden.“

Die Mobilisierung der Bewohner wirkt auch nach dem Fest noch weiter: Während der Feier konnte zum ersten Mal ein Mieterrat gewählt werden, der die Wünsche und Meinungen der Bewohner bündelt und diese auch der Wohnungsbaugesellschaft vorträgt. Ein schon länger gehegter Plan der Wohnungsbaugesellschaft, einen Lebensmittelladen zu initiieren, wird so schon bald umgesetzt werden können. Ein großer Schritt für die Siedlung „Am Donewald“: Denn dann wären zumindest Waren für den täglichen Bedarf wieder vor Ort zu haben, ohne erst mit dem Bus fahren zu müssen.

Eingekesselt im Autobahnkreuz Köln-Nord liegt Lindweiler

Inseln wie die Siedlung „Am Donewald“ gibt es am Stadtrand Kölns viele: zum Beispiel Lindweiler. Eingekesselt im Autobahnkreuz Köln-Nord ist der Stadtteil nur über dunkle Tunnel oder eine Autobahnbrücke, die durch ein Waldgebiet führt, zu erreichen. Auch hier verkehrt nur ein paar Mal am Tag ein Bus.

Lindweiler hat keine Post, keine Bank und keine Apotheke, weil sich das wegen der geringen Einwohnerzahl nicht lohnt. Rund 3500 Menschen leben hier zurzeit und jedes Jahr werden es weniger. Wer es sich leisten kann, vor allem die junge Generation, zieht weg. Das hat auch dazu geführt, dass ein Viertel der Lindweiler älter ist als 65 Jahre.

Grund genug für den „Lindweiler Treff“, einer Einrichtung des Diakonischen Werkes Köln und Region, Angebote auch für Seniorinnen und Senioren zu bieten, so zum Beispiel das Bewegungsprogramm „Fit für 100“. Es wurde speziell für hochbetagte Menschen ab 80 Jahren entwickelt und eignet sich wegen seiner strukturierten, steten Wiederholungen auch für Demenzkranke. Zweimal pro Woche treffen sich hier an Demenz erkrankte Frauen und Männer mit ihren Angehörigen. Schon in der Aufwärmphase kommen neben den Muskeln auch die Gehirnzellen zum Einsatz: Im Stuhlkreis sitzend muss der Ball, einmal den Boden berührend, weiter geworfen und dabei der Vorname des anvisierten Gegenübers gesprochen werden. Für das anschließende Krafttraining befestigen alle erst einmal Gewichtsmanschetten an ihren Unterschenkeln. Jeder nimmt sich zwei Hanteln. Gemeinsam wird gezählt, jede Übung zehnmal wiederholt, selbst die professionelle Trainerin kommt dabei ins Schwitzen.

Bei „Fit für 100“ lernen Demenzkranke und Angehörige gemeinsam

Das Training stärkt vorhandene und fördert neue Ressourcen. Es soll vor allem Stürzen vorbeugen. Aber neben der körperlichen Betätigung sieht Diplom-Sportlehrerin und Sporttherapeutin Ulrike Kraus, die „Fit für 100“ gemeinsam mit der Sporthochschule entwickelt hat, auch einen psychologischen Vorteil: „Demenzkranke und Angehörige lernen hier gemeinsam etwas Neues und kommen einmal ´raus aus ihren Rollen des Kranken und des Pflegenden.“ Die Ehefrau darf ihrem Mann daher auch nicht helfen, die Gewichtsmanschetten anzulegen, das erledigt Trainerin Kathrin Heinen, die bei jedem „Fit für 100“-Treffen dabei ist. Unterstützt wird sie von ehrenamtlich Engagierten, die an einer Schulung zur Betreuung Demenzkranker teilgenommen haben. 15 Frauen aus Lindweiler haben diese Schulung absolviert und planen jetzt weitere Angebote, wie zum Beispiel ein Demenzcafé sowie einen Stammtisch.

Wenn Menschen immobil sind, weil ihre Wohngegend nur unzureichend an das öffentliche Verkehrsnetz angeschlossen ist, und sich nur wenige ein eigenes Auto leisten können, holt die Diakonie die notwendigen Angebote in den Stadtteil. So bietet der „Lindweiler Treff“ im Rahmen seiner Gemeinwesenarbeit für jedes Alter etwas: von Freizeitaktivitäten für Kinder über Sozial- und Arbeitslosenberatung bis hin zur Seniorenberatung. Janine Beier, seit Mai 2010 Leiterin des „Lindweiler Treff“, hat Menschen kennengelernt, die ihren Stadtteil seit zehn Jahren nicht verlassen und richtige Ängste davor entwickelt haben. „Wir versuchen dann mit Ausflügen und Familienfreizeiten, vorsichtig den Horizont wieder zu erweitern.“

Diakonie bringt Stadtkinder in den Wald oder ins Schwimmbad

Die Angst, das gewohnte Viertel zu verlassen, kennt auch Gerhard Müllner bei den Familien, die er betreut. Er ist Leiter des Familienzentrums Bilderstöckchen. Eine vierspurige Straße teilt den Stadtteil in zwei Teile: Der nördliche führt ebenfalls ein Inseldasein, eingerahmt von Industriegebiet, Bahnanlage, Stadtautobahn und vierspuriger Straße. Obwohl die Verkehrsanbindung mit Bahn und Bus hier weitaus besser ist als in Lindweiler, kommen viele der Anwohner kaum aus ihrem Stadtteil heraus. 15.000 Menschen leben in Köln-Bilderstöckchen. Jeder Fünfte ist minderjährig. Im Familienzentrum werden an zwei Standorten 125 Kinder aus 13 Nationen betreut.

Am Anfang der heutigen Straße „Am Bilderstöckchen“ steht heute noch der steinerne Bildstock mit Marienfigur, Kerzen und Blumen, an dem die Bauern vor mehr als hundert Jahren täglich vor ihrer Arbeit auf dem Feld um eine segensreiche Ernte baten. Bauern und Felder sind verschwunden. Um den Kindern – und auch ihren Eltern – die Natur nahezubringen, lädt das Familienzentrum einmal im Monat zum „Waldtag“ ein. „Großstadtkinder haben oft keine Gelegenheit, Feld und Wald kennenzulernen“, weiß Gerhard Müllner, „der Park im Stadtteil oder die Wiese im Hinterhof sind oft die einzigen Berührungspunkte zur Natur.“ Mit Lupe und Botanisiertrommel zum Pflanzensammeln entdecken die Familien Unbekanntes im heimischen Wald. Treffpunkt ist die vertraute Einrichtung, von dort startet die Gruppe dann gemeinsam.

Am vertrauten Ort startet auch ein weiteres Angebot, das dann aus dem gewohnten Stadtteil herausführt: die Wassergewöhnung für Vorschulkinder und ihre Eltern. Für Familien, die von sich aus nicht den Weg ins Schwimmbad finden, startet der Bus praktisch vor der Haustür. So erobern sich Kinder und Erwachsene langsam und Stück für Stück neue Welten. Müllner: „Es ist schön zu sehen, wie sich die Gesichter der Kinder und Eltern entspannen, wenn sie schwimmen oder durch unseren Wald in Dormagen-Tannenbusch laufen und sich sicher und selbstverständlich in ihm bewegen. Man kann förmlich sehen, wenn sie anfangen ihren Ausflug zu genießen.“

Martina Schönhals, Köln

Flucht ohne Zuflucht? Von Afghanistan nach Bad Kreuznach

Es ist kurz vor sechs Uhr morgens. Die Handschellen schnappen zu und für Parviz Esmaili droht ein Lebenstraum zu zerplatzen. Sechs Polizisten holen ihn aus seinem Zimmer in Bad Kreuznach und eskortieren ihn in zwei Streifenwagen zur nächsten Polizeistation.

In Bad Kreuznach hofft Parviz Esmaili – hier mit Siegfried Pick, Pfarrer für Ausländerarbeit im Kirchenkreis An Nahe und Glan – nach seiner Flucht aus Afghanistan auf die Chance für ein neues Leben.

Der junge Mann, ein Flüchtling aus Afghanistan, zittert in der herbstlichen Morgenluft, denn er ist barfuss und trägt nur eine Schlafanzughose. Er soll nach Griechenland abgeschoben werden. Griechenland – das war für den 21-jährigen Parviz, seine Eltern und seine beiden Schwestern, einmal das Tor nach Europa. Hier fühlten sie sich am Ziel ihrer Flucht vor den Taliban, nach wochenlangem Fußmarsch von Kandahar über die Berge des Hindukusch, mit Lastwagen auf Schotterpisten durch den Iran, die Türkei und schließlich über das Mittelmeer.

Aber es kam ganz anders. Parviz und seine Familie wurden mit 150 anderen Flüchtlingen in eine Zelle gesperrt. „Es war wie in einem Käfig“, erinnert er sich. Für alle gab es nur eine Dusche und eine Toilette. Auf Druck von Menschenrechtsorganisationen öffneten die griechischen Behörden das Lager und Parviz wurde nach Athen gebracht. Dort lebte er vier Monate in Parks, in provisorisch errichteten Hütten oder in einer winzigen Wohnung, wo er mit 25 Anderen einen Platz zum Schlafen fand.

Daran muss Parviz Esmaili denken, als ihn die Polizisten in Bad Kreuznach abholen, und darum stößt er sich aus Verzweiflung die Nase an einer Tischkante blutig. Er weiß, in Griechenland wartet die Obdachlosigkeit auf ihn. „Dort gibt es keine Arbeit, keine Schule, keine Chance für mich“, meint er. Damals in Athen besorgte er sich ein Flugticket nach Frankfurt, bat dort um politisches Asyl und gelangte vor gut einem Jahr über das Aufnahmelager in Trier nach Bad Kreuznach. Er hat sehr gut Deutsch gelernt in dieser Zeit. Das kommt ihm zugute, als man ihn verhaften will. Er weigert sich, die Papiere zu unterschreiben, die ihm die Ausländerbehörde vorlegt und die seine Abschiebung besiegeln sollen. Ein Anruf wird ihm gestattet und so kann er das Pfarramt für Ausländerarbeit im Kirchenkreis An Nahe und Glan informieren. In einem dramatischen Wettlauf mit der Zeit gelingt es den Mitarbeitern, die geplante Abschiebung von Parviz Esmaili zu stoppen.

Die Festung Europa und ihre Mauern

„Der ganze Vorgang war nicht rechtmäßig“, betont Ausländerpfarrer Siegfried Pick und verweist auf ein Urteil des Europäischen Gerichtshofs. „Flüchtlinge in Griechenland haben keine Aussicht auf ein faires Asylverfahren und das Aufnahmesystem dort ist menschenunwürdig“, sagt Pick. Jetzt endlich habe das Bundesinnenministerium die Abschiebungen nach Griechenland für vorerst ein Jahr gestoppt. Lange Zeit stand das Ministerium nach Meinung Picks hinter den vom Bundesamt für Migration und Flüchtlinge verfügten Abschiebungen nach Griechenland. Darauf fußte nach seinem Eindruck auch der Beschluss der Ausländerbehörde in Bad Kreuznach, Parviz Esmaili abzuschieben.

In den Augen der Flüchtlingsorganisation Pro Asyl sind Länder wie Griechenland oder Italien mit ihrer Funktion als „Türsteher der Europäischen Union“ völlig überfordert. Die Organisation, die sich für die Rechte von Flüchtlingen stark macht, hat die Zustände in den Flüchtlingslagern auf der Insel Lesbos oder in der Region um den Grenzfluss Evros dokumentiert und drängt auf eine Änderung der Dublin II-Verordnung. Nach deren Bestimmungen gibt es für Asylsuchende keine Bewegungsfreiheit. Sie sitzen in dem Land fest, wo sie zum ersten Mal den Boden der EU betreten haben. Reisen sie dennoch weiter, dürfen sie in das Land abgeschoben werden, das ihr erstes Ziel war.

Mehr als 40 Millionen Menschen sind nach Schätzung von Pro Asyl weltweit auf der Flucht. Diejenigen, die es nach Europa zieht, benutzen wechselnde Routen. Sie suchen verzweifelt nach Schlupflöchern in der Grenzbewachung durch die Grenzschutzagentur Frontex, um die ständig höher werdenden Mauern der Festung Europa zu überwinden. Von Tunesien über das Meer zur Insel Lampedusa, von Zentralafrika durch die Wüste und über Marokko auf die Kanarischen Inseln, durch die Meerenge von Gibraltar auf das spanische Festland oder - wie Parviz Esmaili - von Afghanistan oder aus dem Irak über die Türkei nach Griechenland – das sind Wege, auf denen sie ihr Leben riskieren. „Nach Schätzungen von Pro Asyl sterben jedes Jahr tausend Menschen bei dem Versuch, nach Europa zu gelangen“, berichtet Siegfried Pick, der Sprecher der Flüchtlingsinitiativen in Rheinland-Pfalz ist.

Menschenrecht auf Zuflucht

Dabei spielen sich unvorstellbare Dramen ab: In winzigen Booten ohne Rettungswesten schippern die Flüchtlinge zu den rettenden Inseln, sie hängen sich unter Eisenbahnwaggons, um durch den Tunnel unter dem Kanal nach England zu gelangen oder sie verstecken sich auf halsbrecherische Weise über den Achsen von Lastwagen. „Die EU macht ihre Grenzen dicht und sichert sie auch mit militärischen Mitteln. Dabei nimmt sie den Tod von Menschen in Kauf, die in Not sind“, sagt Pfarrer Pick. Als „zynisch“ empfindet er eine „Hilfslieferung“ an Libyen, das als erste Maßnahme zur Sicherung seiner Grenze aus der EU mit tausend Leichensäcken versorgt wurde.

Parviz Esmaili ist zunächst in Sicherheit. Ob seine Fluchtgeschichte ein glückliches Ende findet? Siegfried Pick ist optimistisch. Er betreut rund 400 Flüchtlinge, von denen manche schon seit 15 Jahren im Kreis Bad Kreuznach leben – immer von einer Duldung zur nächsten. Das Ausländerpfarramt unterstützt sie nicht nur mit Beratung und Begleitung, sondern hat auch ein Lernzentrum für Deutschkurse und Grundbildung aufgebaut. Seit zwei Jahren läuft das Projekt „In Procedere“,

Mit seinen sehr guten Deutschkenntnissen ist Parviz Esmaili eine große Hilfe für das Ausländerpfarramt. Hier übersetzt er für einen Landsmann aus Afghanistan Stellenanzeigen, die Pfarrer Siegfried Pick (rechts) herausgesucht hat.

Deutsch zu lernen ist die wichtigste Voraussetzung für die Integration. Praktikantin Anna Spiegler (links) und Parviz Esmaili unterstützen eine Frau aus Afghanistan beim Sprachkurs.

das auf ein Bleiberecht durch Arbeit hinwirkt. Es vermittelt Kenntnisse im Garten- und Weinbau sowie im Umgang mit dem Computer oder verhilft zu einem Führerschein für Gabelstapler. Ziel ist die Vermittlung in Jobs bei örtlichen Betrieben.

Was den jungen Afghanen betrifft, so ist Siegfried Pick zunächst froh, dass der junge Mann nun einen Rechtsbeistand hat und ein faires Asylverfahren erwarten kann. Inzwischen verbessert Parviz seine Sprachkenntnisse, leistet täglich vier Stunden gemeinnützige Arbeit im Ausländerpfarramt und büffelt Mathematik. Gerne würde er wie früher in Afghanistan wieder als Automechaniker arbeiten. Seine Schulbildung reicht jedoch für die hiesige Berufsschule nicht aus. „Wir kämpfen als Kirche um das Menschenrecht auf Zuflucht, aber die EU tut alles, um dieses Recht zu verhindern“, kritisiert Pfarrer Pick. In seinen Augen wäre es aus humanitären Gründen geboten, die Mobilität von Flüchtlingen durch eine Resettlement-Politik so zu kanalisieren, dass jedes Land jährlich ein bestimmtes Kontingent bei sich aufnimmt.

Marion Unger, Bad Kreuznach

Mobil sein – für viele Menschen die natürlichste Sache der Welt – für einige nicht

„Ich möchte mir die Welt selber ansehen …“, das könnte der Wunsch vieler unserer Schülerinnen und Schüler sein. Sie alle lernen gemeinsam an der Wichernschule in Minden. Orientiert am christlichen Menschenbild wird die Persönlichkeitsentwicklung individuell gefördert. Ziel ist auch, alle Schülerinnen und Schüler in die vielfältige Gemeinschaft zu integrieren. Die Vision unserer Arbeit an der Wichernschule, eine Förderschule mit dem Förderschwerpunkt Geistige Entwicklung in Trägerschaft der Diakonie Stiftung Salem gGmbH, wird bestimmt durch die Selbstverständlichkeit des Zusammenlebens, Lernens und Arbeitens aller Menschen trotz großer und kleiner Verschiedenheiten.

Bewegung und Welterfahrung

„Mobil sein“ heißt „sich bewegen“, das heißt auf vielfältige Weise aktiv handelnd mit der umgebenden Welt in Kontakt zu treten. Ein unbekanntes Umfeld gewinnt durch Bewegungserfahrungen Bedeutung und wird vertraut.

Bewegung ist Grundlage kindlichen Lernens und ermöglicht Erfahrungen des eigenen Körpers in Raum und Zeit, das Erleben sozialen Miteinanders sowie Erfahrungen von Leistungsfähigkeit und Können. Über Bewegung nimmt ein Kind Kontakt zu seinen Mitmenschen auf und teilt sich ihnen mit. „Welt-Erfahrung“ ist dabei immer zugleich „Ich-Erfahrung“, deshalb sind Wahrnehmung und Bewegung zentrale Bestandteile der Persönlichkeitsentwicklung.

Schülerinnen und Schüler der Wichernschule üben das richtige Verhalten am Zebrastreifen. Foto: U. Bobe

So soll unter anderem der Sportunterricht an der Wichernschule von der Sinneserfahrung über das Körperbewusstsein zu weitmöglicher Bewegungsfähigkeit der Schüler führen. Die Bewegungsfähigkeit im ungeschützten Raum erfordert die Kenntnis von Regeln. Hier ergibt sich eine enge Verknüpfung zur Verkehrserziehung. Geübt wird dann die Fortbewegung im Verkehr als Fußgänger, mit dem Fahrrad, mit dem Bus und mit der Bahn. Der Raum wird vergrößert durch die Teilnahme an Klassenfahrten und klassenübergreifenden Fahrten. Am Ende dieses Prozesses ist es stets Ziel, die größtmögliche Selbstständigkeit der Schülerinnen und Schüler zu erreichen. Freundinnen, Freunde oder Verwandte auch mit öffentlichen Verkehrsmitteln zu besuchen oder die Selbstversorgung durch Einkaufsgänge sicherzustellen, das ist dann auch für unsere Schülerinnen und Schüler die natürlichste Sache der Welt.

Ulrich Bobe, Minden

Trauer braucht einen Ort

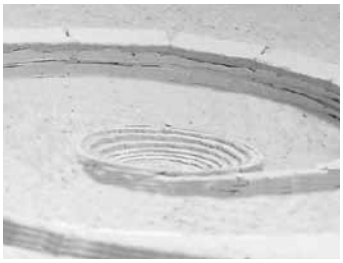
In einer zunehmend mobilen Gesellschaft bieten Trauerstätten Halt

Über Jahrhunderte waren Fried- und Kirchhöfe leicht zu erreichende Orte der Trauer und des Erinnerns. Verstorbene fanden hier in Familiengräbern ihre letzte Ruhestätte. Die Hinterbliebenen konnten oft fußläufig die Gräber ihrer Vorfahren erreichen und kümmerten sich um den Erhalt der Gräber. Heute ist das selten so. Wer seine Heimat verlässt, in eine neue Stadt oder ein fremdes Land zieht, der verlässt auch die Gräber der Vorfahren. Ein Besuch am Grab ist mit viel Aufwand verbunden oder sogar unmöglich. Für viele Flüchtlinge oder Eltern, die ihre Kinder verloren haben, ist das besonders schmerzhaft. Für sie bieten spezielle Trauerstätten einen Ort der Besinnung und des Trostes.

Mobil sein bedeutet auch, Abschied zu nehmen und einen Neuanfang zu wagen. Hierbei spielen Trauerprozesse, das Vergangene hinter sich zu lassen und sich auf die neue Situation einzustellen, eine bedeutende Rolle. Verdrängte Trauer blockiert einen möglichen Neuanfang und kann verhindern, sich auf eine neue Lebenssituation einzulassen. Schlimmstenfalls führen diese verdrängten Prozesse zu handfesten psychischen Krisen, in denen den Betroffenen die Kraft und der Mut fehlen, sich auf die Herausforderung der Integration einzulassen.

Diese Erfahrung macht das Psychosoziale Zentrum für Flüchtlinge in Düsseldorf (PSZ) bei vielen Beratungsgesprächen mit Flüchtlingen. Daraus ist die Idee erwachsen, einen Trauerort zu schaffen, an dem persönliche Trauerprozesse von Migranten ungeachtet ihrer Herkunft und kulturellen Prägung einen Platz haben. Auf dem Gelände der Berger Kirche in der Düsseldorfer Altstadt entsteht ein Entwurf der Künstlerin Anne Mommertz. Zwischen Bambuspflanzen und Stauden windet sich ein Weg in Schneckenform hin zu einem Zentrum, das Handlungsraum für Trauerrituale der verschiedenen Kulturen und Religionen sein kann. Der Trauerort lädt alle Menschen ein, unabhängig von Herkunft, Schicksal, Religion und Wohnort, die sich dort Zeit für ihre Trauer nehmen und Trost finden möchten.

Ganz besonders schmerzhaft ist es für Eltern, wenn ihre Kinder sterben, ganz gleich in welchem Alter. Seit 2003 gibt es auf dem Friedhof der Kirchengemeinde Wuppertal-Vohwinkel eine Trauerstätte zur Erinnerung an verstorbene Kinder. Die Idee zu dieser Gedenkstätte entstand unter anderem in



Gesprächen, die Pfarrerin Sylvia Wiederspahn mit Eltern führte, die keine Möglichkeit hatten, an einem Grab um ihre Kinder zu trauern. „Gleich welches Schicksal uns ereilt, wie lange der Tod unserer Kinder auch her ist und wir in eine andere Stadt ziehen – sie sind nie vergessen, bleiben immer Teil unseres Lebens.“ Deshalb sei es für Eltern und Angehörige gut und hilfreich, einen Ort der Trauer und des Erinnerns zu haben. An der Trauerstätte findet einmal pro Jahr auch ein Gottesdienst für verwaiste Eltern und Geschwister statt, an dem bis zu 70 Menschen teilnehmen.

Ulrich T. Christenn, Düsseldorf

Trauerstätte in Wuppertal-Vohwinkel:
www.trauerstaette.de

Trauerort in Düsseldorf:
www.trauerort-duesseldorf.de

Bernd Becker

„Mobilität heißt für mich, dass niemand aufgrund seiner sozialen Herkunft beschränkt werden darf. Darum setzen wir uns im Bündnis Sozial gerechte Stadt Hagen für Chancengleichheit ein – und die kann manchmal auch durch eine kostengünstige Monatskarte hergestellt werden.“

Pfarrer Bernd Becker, Superintendent des Evangelischen Kirchenkreises Hagen und Mitinitiator des Bündnisses Sozial gerechte Stadt Hagen.

Sabine Schlechter

„Mobilität heißt für mich, trotz meiner Gehörlosigkeit von überall per Internethandy mit anderen Gehörlosen gebärden zu können,

- trotz meiner Behinderung auch für andere da sein zu können.
- Alles Glück

Sabine Schlechter, Dozentin für Gebärdensprache; Mitarbeiterin bei der DAFEG (Deutsche Arbeitsgemeinschaft für ev. Gehörlosenseelsorge) in Kassel

Sabine Kistner-Bahr

„Mobilität heißt für mich, mit dem Fahrrad durch Europa fahren zu können, aber auch durch meine Stadt. Mobilität bedeutet aber auch, mich beruflich und sozial bewegen zu können – hin zu den Menschen, wo sie leben.“

Sabine Kistner-Bahr, Sozialarbeiterin beim Diakonischen Werk Köln und Region, umrundete mit dem Rad in drei Monaten die Ostsee.

Lutz Greger

„Mobilität heißt für mich, im Justizvollzug insbesondere: Kontakte der Inhaftierten von drinnen nach draußen und umgekehrt zu fördern, Partnerschaft und Familie zu stärken, ebenso die Auseinandersetzung mit diakonischen Hilfsangeboten zu unterstützen.“

Lutz Greger, Evangelischer Seelsorger in den Justizvollzugsanstalten Attendorn und Siegen und Vorsitzender des Ev. Fachverbandes Straffälligenhilfe RWL

Holger Johansen

„Mobilität heißt für mich, in der Lage zu sein, zu arbeiten und zu reisen, wie nicht behinderte Kollegen. Dies wird durch die Hilfe z. B. der Bahnhofsmission ermöglicht. Hierfür bin ich sehr dankbar.“

Pfarrer Holger Johansen, Blindenseelsorger der Rheinischen Landeskirche

Edelgard Hunsmann

„Mobilität heißt für mich, manchmal ungewöhnliche Wege zu gehen. Weil unsere Bewohner nicht mehr so gut raus können, holen wir das Leben ins Haus. Zum Beispiel mit Kunstausstellungen – viermal im Jahr verwandeln sich die Flure unseres Altenheimes in eine Kunstgalerie.“

Edelgard Hunsmann, Pflegedienstleiterin im Altenwohnheim Dahl des Diakonischen Werkes Ennepe-Ruhr / Hagen

Reisen mit der Diakonie sind Ferien für die Seele

Mal wieder raus aus den vier Wänden, in eine nette Gemeinschaft eintauchen, sich besinnen auf das Leben, das war, das ist und was noch kommt. Zusammen reden, gesunden, entspannen, Spaß haben. das sind einige Aspekte, die viele Erwachsene und Senioren immer wieder mit der Diakonie verreisen lassen.

Von den ca. 8500 erwachsenen Kunden der Reisedienste in der Diakonie RWL im Jahr 2009 waren etwa 6000 Menschen über 60 Jahre alt. Sie ließen sich durch die Reiseangebote der Diakonie stärken, inspirieren und erfreuen und erlebten dabei – und das ist für viele besonders wertvoll – Gemeinschaft. Die Reiseziele sind sehr vielfältig: vom erholsamen Kurort über die Städtetour bis zur Wanderfreizeit:

„Gemeinsame Spaziergänge, auch in den Abendstunden, führten häufig zum Hafen und in die schönsten Winkel der Orte, wo Märkte und Geschäfte ausgiebig besucht wurden. Spiele, Geschichten und Lieder sowie ein Tanzabend mit einem einheimischen Gitarrenspieler rundeten das Programm ab und so waren sich alle einig, es war eine wunderschöne und erholsame gemeinsame Zeit“.

„Wie bei allen Reisen mit dem Diakonischen Werk war wieder eine harmonische und fröhliche Gemeinschaft zusammengewachsen, in der sich niemand allein fühlen musste.“

Als Familie raus aus dem Alltag

Aber auch für andere Zielgruppen hat die Diakonie ein breites Angebot: Tapetenwechsel, weg von der Enge des Alltags, der Arbeit, frische Luft, Zeit für sich und füreinander, Kräfte sammeln, neue Ideen bekommen, Austausch und Begegnung – das ist für viele Familien Balsam für Leib und Seele.

Die Familienreisen der Diakonie bieten dies, in eigenen Familienferienstätten mit dem eigenen Flair, aber auch in anderen ausgesuchten freundlichen Unterkünften, an attraktiven Orten von den Nordseeinseln bis ins Ausland. Und auch sie sind verbunden mit einem Freizeitprogramm, das Räume zur Besinnung, zu Spiel und Spaß, zum Neues lernen und zum Einfach-nur-da-sein anbietet. Für viele Familien ist dies die Kraftquelle, von der sie lange zehren.

„Als wir die rote Wärmflasche entdeckt haben, die so lieb im Bad an ihrem Haken hing, haben wir uns sofort wohl gefühlt. Hinter uns liegen zwei wundervolle, durchlichtete und durchluftete Wochen der Familienerholung. Der Aufenthalt ließ wirklich keine Wünsche offen. Durch die freundliche Aufnahme bei der Ankunft und gute Information vor der Anreise hat der Urlaub sogleich begonnen, wir konnten uns in kurzer Zeit orientieren und das Meer begrüßen.“

„Es gab auf der Insel viel zu entdecken und die Kinderbetreuung gab uns die Möglichkeit, auch mal in sportlicherem

Tempo am Strand zu walken. Alle konnten ihr Tempo und ihren Rhythmus finden. Nicht zuletzt die Begegnung auch mit den älteren Menschen in Zeiten, in denen Großeltern nicht mehr um die Ecke wohnen, war sicher für beide Seiten eine Bereicherung. Wir bedanken uns sehr herzlich."

„Unsere Zeit bei Ihnen war erfüllt mit wunderbaren Erlebnissen und reichen Begegnungen, von Ruhe und Unternehmungen, von einem bereichernden Wechsel von absoluter Ruhe und anregenden Gesprächen und familiärem Umsorgtwerden. All das gewürzt mit dem Erlebnis einer direkten Begegnung mit einer belassenen Naturumgebung, die wir ‚Großstadtkinder' nur zu selten genießen dürfen."

„Jeder konnte sich an den Angeboten beteiligen, sein eigenes Programm machen oder ausruhen"

„Einen echten Seestern in den Händen zu halten und natürlich Seehunde in freier Natur zu sehen, das war das Größte für unsere Kinder. Dank der behindertengerechten Zimmer fühlen sich hier auch unsere Kinder mit körperlichen Einschränkungen sehr wohl."

Freizeiten für Kinder und Jugendliche

Ein bewährtes und kennzeichnendes Angebot von Diakonie und Kirche sind schließlich die Freizeiten für Kinder und Jugendliche. Ob Zeltlager, Kanutour, Skifreizeit oder Stadtranderholung: „Action, chillen, einen auslabern über Gott und die Welt, singen und ne Menge Fun – und das alles mit Tiefgang." Viele Reisedienste haben hier Programme, auf die sich die Kinder und Jugendlichen immer wieder freuen und an die sich mancher noch lange erinnert. Etwa 5500 Kinder und Jugendliche haben 2009 an Freizeiten teilgenommen, sei es alleine, sei es mit der Familie.

„Prima Wetter, tolle Stimmung, ein geniales Gelände mit den Booten, dem See und dem Sportplatz – selbst bei der Hitze macht den Kindern und Mitarbeitenden die Freizeit im Haus Hannah einen Riesenspaß. Auch die vereinzelten Heimweh-Tränchen sind schon längst getrocknet. Die Stimmung ist einfach prima." „Liebe Grüße aus Solviken sendet unsere dortige Freizeitgruppe. Heute zeigt sich das Wetter wieder von seiner besten Seite, nachdem es gestern mal ordentlich gewittert hat. Ein Teil der Gruppe macht sich heute auf zur 2-Tages-Wanderung. Der Rest nutzt noch einmal das schöne Wetter zum Baden. Laut Leitung ist die Gruppe super gut drauf und herrlich unkompliziert. Es herrscht eine tolle Stimmung und Freizeitgemeinschaft."

Anderen und sich selber begegnen

Insgesamt sind 2009 nahezu 14000 Menschen mit den rund 500 Reiseangeboten der Diakonie RWL unterwegs gewesen – auf dem Weg zu anderen Gegenden, zu anderen Menschen, zur Begegnung mit sich, Glaube, Kirche, zu Vertrautem oder Neuem, zum Spaß, zur Bildung – unter dem Motto: Ferien für die Seele…

Das Angebot der Diakonie beginnt bereits beim Aussuchen der Reise: die Mitarbeitenden der Reisedienste verfügen meist über langjährige Erfahrungen, haben die Ziele und Unterkünfte gewissenhaft ausgesucht und beraten gezielt nach den Wünschen der Reiselustigen. Und wenn´s dann losgeht, erwartet die Reisenden ein besonderer Service: Bereits in den Katalogen lachen sie die vielen Ehrenamtlichen an, die die Reisenden unterwegs und vor Ort begleiten. Sie sind Ansprechpartner und unterstützen die Gemeinschaft, wo sie können. Und sie gestalten mit ihnen die Angebote auf der Reise: Andachten, „Wellness", Ausflüge, Gesprächsrunden, Kreatives, Spiel und Spaß – hier muss sich niemand alleine fühlen.

Auskünfte zu den Reiseangeboten, aber auch zu der ehrenamtlichen Reisebegleitung erhalten Sie im

Referat Erholungsdienste

bei **Peter Schmidt** | Tel. 0251 2709-251 oder bei **Irmgard Willan-Hysenaj** | Tel. 0251 2709254.

Wer wo was anbietet, ist unter **www.diakonie.rwl.de unter Arbeitsbereiche/ Sonstige/Kur- und Erholung/Angebote** zu finden.

„‚Der hat sein Leben am besten verbracht, der die meisten Menschen froh gemacht‘. Das konnte ich hier erfahren.“ „Ich möchte meine Dankbarkeit aussprechen für jeden Tag, den ich hier in der Runde verleben darf.“ „ Danke für die wunderbare Gemeinschaft.“ „Danke für die Angebote, die Sie für uns ausgearbeitet haben.“

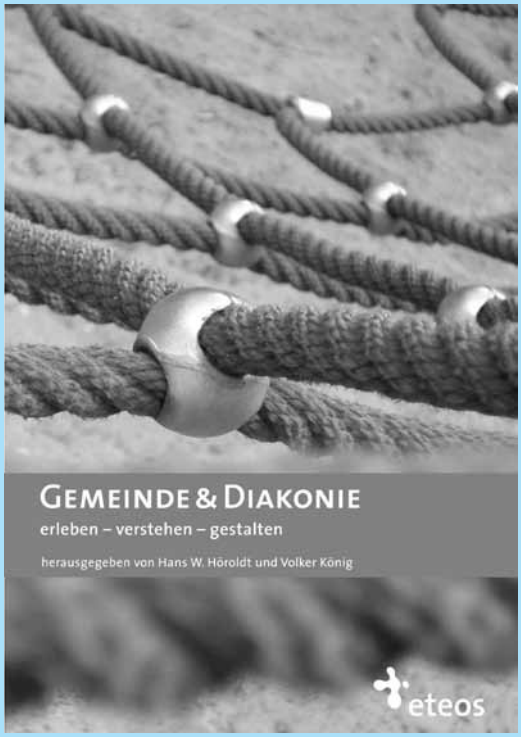
Ehrenamtliche Reisebegleiter

Knapp 800 Freiwillige waren 2009 als Reisebegleiter oder Servicekraft mit dabei; viele engagieren sich seit vielen Jahren in diesem Bereich, weil sie selber viel Freude an dieser Aufgabe haben. Sie erhalten Grundqualifikationen und regelmäßige Fortbildungen. Das Engagement dieser erfahrenen und qualifizierten Kräfte prägt und kennzeichnet die besondere Qualität der Erholungsangebote der diakonischen Reisedienste. Das spiegelt sich auch in den Rückmeldungen der Reisenden wider: Sie loben das Reisen mit Begleitung, die Beratung, die Gemeinschaft, die Organisation und das Programm.

„Wir hätten nie gedacht, wie viel positive Resonanz von den Mitreisenden zurückkam. Das bedeutet doch, dass den Teilnehmern diese Reisen sehr viel Lebensgefühl bringen Oft sind es Alleinstehende und Witwen, die das Reisen in der Gemeinschaft viele neue Freundschaften knüpfen lässt. Auch wir, als Reisebegleiter, empfinden es als wohltuend, unterschiedliche Menschen und Schicksale kennenzulernen und die Dankbarkeit zu spüren, die uns entgegengebracht wird“.

Viele kommen deshalb gerne wieder, bis zu 20 Prozent sind Stammkunden. An zahlreichen Orten im Bereich Rheinland-Westfalen-Lippe bieten kirchlich-diakonische Reisedienste Beratung und Buchung solcher Erholungsangebote an. Sie veranstalten die Reisen selbst oder vermitteln zu bewährten Partnern; sie informieren per Katalog, in Veranstaltungen und durch persönliche Ansprache.

Peter Schmidt, Münster



224 Seiten
Medienverband der
Ev. Kirche im Rheinland
16,80 Euro

GEMEINDE & DIAKONIE

erleben – verstehen – gestalten
Ein Handbuch

Herausgegeben von Hans W. Höroldt und Volker König

Kirchengemeinde und Diakonie gehören zusammen. Sie arbeiten aber nicht immer zusammen. Und manchmal kennt man sich kaum noch. Dieses Buch analysiert Entwicklungen, informiert über Projekte, erläutert Grundlagen und zeigt an Praxisbeispielen, was zu tun ist.

Ziel ist eine diakonisch aktive Kirchengemeinde, die ein wichtiger Teil einer sozialraumorientierten Gemeinwesendiakonie werden kann. Ziel ist auch eine evangelisch profilierte Diakonie.

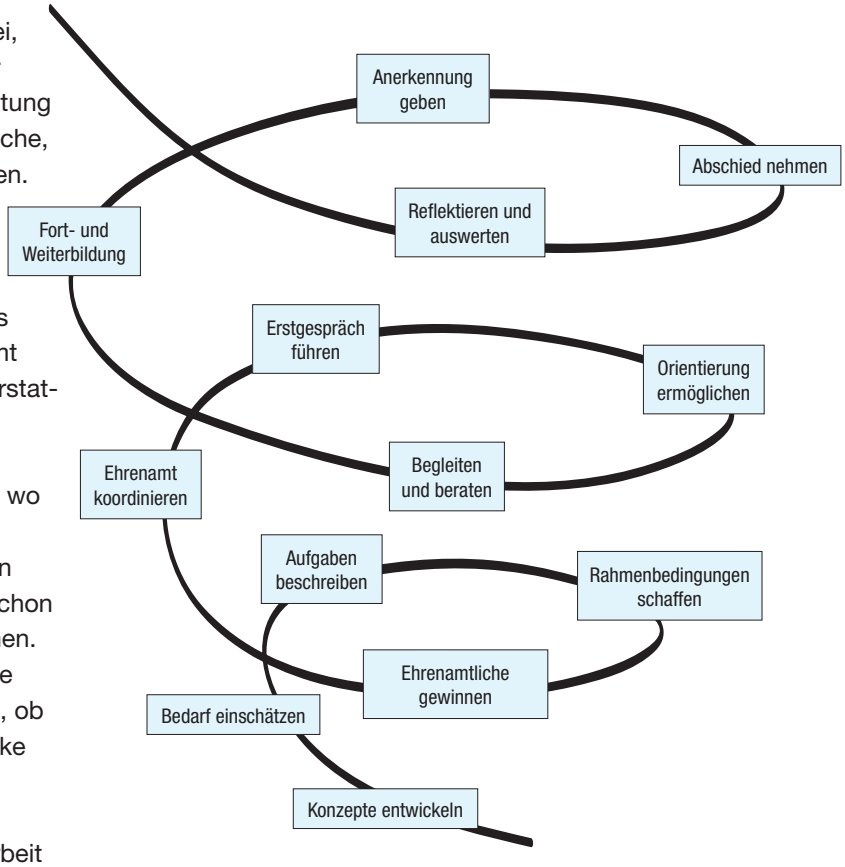
Das Buch richtet sich an Leserinnen und Leser, hauptamtlich und ehrenamtlich Engagierte, die diesen Weg mitgehen und mitgestalten wollen aber auch an Interessierte, die wissen wollen, warum diakonisches Handeln ein zentrales Element des Christ-Seins ist.

Mit Beiträgen von Dieter Beese, Christian Dopheide, Heinz-Werner Frantzmann, Eberhard Hauschildt, Renate Niehaus, Gerhard K. Schäfer, Franz Segbers, Paul-Herrmann Zellfelder und anderen.

Ehrenamt: Rahmenbedingungen gestalten

Wer sinnvoll und ertragreich mit Ehrenamtlichen arbeiten will, muss dafür sorgen, dass für den Einsatz freiwillig engagierter Menschen gute Rahmenbedingungen zur Verfügung gestellt werden. Die Rahmenbedingungen tragen dazu bei, dass sich die Ehrenamtlichen wohlfühlen und dass sie ihr Ehrenamt kompetent durchführen können. Bei der Gestaltung der Rahmenbedingungen müssen vor allem organisatorische, gesetzliche und emotionale Aspekte berücksichtigt werden.

13 Schritte zu einer Kultur des Ehrenamtes



Organisatorische Gesichtspunkte

Ehrenamtliche brauchen einen klaren Ansprechpartner. Es muss geregelt sein, wie Ehrenamtliche die für ihr Ehrenamt notwendigen Materialien erhalten. Die Frage der Kostenerstattung muss geklärt sein. Wichtig zu wissen ist auch, ob Ehrenamtliche an Fortbildungen teilnehmen können oder sollen. Ehrenamtliche als neue Mitarbeitende müssen da, wo sie aktiv sind, vorgestellt werden. Über Veränderungen in Strukturen und Abläufen müssen auch die Ehrenamtlichen informiert werden. Wichtig ist, dass die Ehrenamtlichen schon vor ihrem Einsatz die gemeinsamen Vereinbarungen kennen. Und für den Einsatz selbst sind ganz handfeste praktische Fragen zu klären, etwa wo der Schlüssel aufbewahrt wird, ob Namensschilder gebraucht werden oder auch, ob Getränke zur Stärkung zur Verfügung stehen und nicht zuletzt: Wie lautet eigentlich das Passwort, mit dem Ehrenamtliche Zugang zu dem Computer bekommen, den sie für ihre Arbeit brauchen?!

Juristische Fragen

Rechtliche und organisatorische Fragen hängen eng zusammen. Der Versicherungsschutz für die Ehrenamtlichen muss gewährleistet sein. Die Haftungslage muss klar sein, zugleich muss geprüft werden, ob es womöglich besondere Situationen gibt, die zusätzlich gezielt versichert werden müssen. Eventuell sind auch die steuerlichen Rahmenbedingungen gesondert zu betrachten. Auch ist der Einsatz von Ehrenamtlichen, die arbeitslos sind, finanziell und rechtlich genau zu regeln. Nicht unwichtig ist auch, darauf zu achten, dass Ehrenamtliche wie alle Mitarbeitenden weisungsgebunden sind und darüber informiert sein müssen.

Und die Atmosphäre?

Wer sich ehrenamtlich für das Gemeinwohl einsetzt, der soll das mit Freude tun. Deshalb sind gerade die atmosphärischen Rahmenbedingungen so wichtig. Dazu gehört, dass das Verhältnis von Hauptamtlichen und Ehrenamtlichen stimmt. Über alle sie betreffenden Dinge müssen Ehrenamtliche ausreichend und rechtzeitig informiert werden. Falls Konflikte auftreten, muss es Mechanismen geben, Konflikte konstruktiv zu lösen. Auf jeden Fall müssen Austauschmöglichkeiten geschaffen werden, damit nicht ausgerechnet Ehrenamtliche das Gefühl bekommen, Einzelkämpfer zu sein. Und: Auch Räume schaffen Rahmenbedingungen; bei Sitzungen oder Begegnungen sollten die Räume einladend, ansprechend und wertschätzend gestaltet sein.

Karen Sommer-Loeffen, Düsseldorf

Sommersammlung 2011 NRW
Samstag, 21. Mai 2011 bis
Samstag, 11. Juni 2011

Adventssammlung 2011 NRW
Samstag, 19. November 2011 bis
Samstag, 10. Dezember 2011

Impressum

Diakonie Rheinland-Westfalen-Lippe e.V.
Stabsstelle Diakonisches Profil und Kommunikation

Redaktion
Ulrich T. Christenn
Geschäftsstelle Düsseldorf
Lenaustr. 41
40470 Düsseldorf
Telefon 0211 6398-255
E-Mail u.christenn@diakonie-rwl.de

Karen Sommer-Loeffen
Geschäftsstelle Düsseldorf
Lenaustr. 41
40470 Düsseldorf
Telefon 0211 6398-258
E-Mail k.sommer-loeffen@diakonie-rwl.de

Reinhard van Spankeren
Geschäftsstelle Münster
Friesenring 32/34
48147 Münster
Telefon 0251 2709-780
E-Mail r.vanspankeren@diakonie-rwl.de

www.diakonie-rwl.de
info@diakonie-rwl.de

Gestaltung
luxgrafik, Münster

Druck
Druckerei Buschmann, Münster

2011

www.diakonie-rwl.de